Originalveröffentlichung in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz, 107 (2009), S. 470-502

THOMAS BILLER

DAS BUCHPROJEKT „DIE BURGEN DES ELSASS" – ZU ZIEL UND METHODE ARCHITEKTURGESCHICHTLICHER FORSCHUNG

Das Buchprojekt „Die Burgen des Elsaß", das der Verfasser dieser Zeilen zusammen mit dem befreundeten Straßburger Historiker Bernhard Metz bearbeitet, ist auf vier Bände angelegt, die jeweils Entwicklungsphasen des Phänomens darstellen. Die beiden thematisch zentralen Bände II und III, die das 13. Jh. behandeln, sind bis 2007 erschienen[1]. Band I, der die Anfänge des Phänomens bis 1200 darstellt, befindet sich zur Zeit (2009) in einem fortgeschrittenen Stadium der Bearbeitung, Band IV, der neben der Darstellung des Spätmittelalters auch eine Zusammenfassung und Nachträge zu neueren Forschungsergebnissen enthalten wird, ist geplant.

Zur Einschätzung des relativ lang gezogenen Erscheinens muss man sich nicht nur den großen Umfang des Materials und den zumindest zu Beginn unserer Arbeit wenig entwickelten Forschungsstand bewusst machen, sondern auch wissen, dass es sich nicht um das Projekt einer Institution mit festem Etat bzw. gesicherten Drittmitteln handelt, sondern um eine neben dem Beruf betriebene, private Initiative der beiden Autoren, die vom „Alemannischen Institut" in Freiburg/Br. lediglich im Bereich der Drucklegung intensiv unterstützt wird. Diesem sei daher auch hier herzlicher Dank abgestattet, und weiterhin dem „Deutschen Kunstverlag", der die Bände ohne finanzielle Unterstützung betreut!

Das Konzept unserer Arbeit ist interdisziplinär in dem Sinne, dass wir alle erreichbaren Forschungsergebnisse zu den Untersuchungsobjekten zusammenzutragen und auszuwerten versuchen, unabhängig davon, welches Fach sie hervorgebracht hat. Dafür bringen wir von der Ausbildung her gute Voraussetzungen mit, denn Bernhard Metz ist Historiker mit langjähriger Spezialisierung auf die mittelalterliche Geschichte des Elsass, ich selbst bin Architektur- und Kunsthistoriker mit Hauptarbeitsgebiet im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Profanbau; über diese drei Fächer hinaus werden archäologische Ergebnisse in unsere Darstellung integriert, die es für die elsässischen Burgen in einiger Zahl gibt.

1 Thomas Biller/Bernhard Metz, Die Burgen des Elsaß – Architektur und Geschichte, hrsg. vom Alemannischen Institut, Freiburg/Br.: Band II: Der spätromanische Burgenbau im Elsass (1200–1250), München/Berlin 2007; Band III: Der frühe gotische Burgenbau im Elsaß (1250–1300), München, Berlin 1995.

Die Faktenfülle, die sich aus dem Reichtum des Gegenstandes sowie aus der Kombination der Methoden mehrerer Wissenschaften ergibt, hat dazu geführt, dass unser Werk auf ganz unterschiedliche, auswählende Weise benutzt werden kann, je nachdem, welcher Disziplin der jeweilige Leser verbunden ist. Insbesondere die reinen Burgenforscher einerseits und die Mediävisten andererseits haben – wie ich in Besprechungen und Gesprächen trotz prinzipieller Gutwilligkeit verschiedentlich feststellen konnte – eine deutliche Tendenz, jeweils fast nur jene Teile unserer Ausführungen zur Kenntnis zu nehmen, die ihrer Ausbildung und ihren traditionellen Fragestellungen entspricht. Burgenexperten neigen also dazu, nur die Beschreibung der Bauten und die Abklärung von deren Funktionen zur Kenntnis zu nehmen, den historischen Teil aber auszublenden; und Historiker interessieren sich gerade umgekehrt fast nur für das reiche Quellenmaterial, das Bernhard Metz hier vorlegt und auch in Form knapper, aber dennoch in vielfacher Hinsicht neuer Skizzen zur mittelalterlichen Geschichte des Elsass zusammenfasst.

Solche durch die starke Spezialisierung unserer Epoche bedingten, eingeschränkten Betrachtungsweisen sind sowohl verständlich als auch völlig legitim, aber sie bedeuten leider, dass die eigentlichen Ziele unserer Arbeit kaum nachvollzogen werden, und ebenso wenig die Methoden, die wir zu ihrer Erreichung anwenden. Diese Ziele sind nämlich *architektur-geschichtlicher* Art, wobei der Bindestrich das methodische Vorgehen spiegeln soll: es geht darum, die Entwicklung einer Architekturform darzustellen, um sie als Ausdruck einer historischen Entwicklung erkennbar zu machen bzw. als zusätzliche Quelle für deren Verständnis zu nutzen.

Daher soll die Darstellung der architekturgeschichtlichen Methodik hier am Anfang stehen, bevor es dann in einem zweiten Kapitel um ihre Konkretisierung im Projekt „Die Burgen des Elsaß" geht.

1. Ziel und Methode architekturgeschichtlicher Forschung[2]

Architekturgeschichte – meist bescheidener als „Baugeschichte" bezeichnet – war bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg kaum mehr als ein Nebenfach an den Architekturfakultäten deutscher Technischer Hochschulen. Und der ob-

2 Das folgende wird dem professionellen Bauforscher in vielen Punkten selbstverständlich oder gar banal vorkommen. Er möge sich jedoch bewusst machen, dass meine Ausführungen sich nicht an den engen Kreis unserer Kollegen richten, sondern an kooperierende Fachleute mit teils ganz anders ausgerichteter Ausbildung, insbesondere an Historiker, denen der analytische und interpretierende Umgang mit Bausubstanz oftmals recht fremd ist. Zudem geht es hier nur zu Anfang um Bauforschung im eigentlichen Sinne, danach aber auch um den Weg zu interdisziplinären Ergebnissen, der so häufig leider noch nicht beschritten wird und der daher durchaus noch der theoretischen Reflexion bedarf.

jektbezogene, der archäologischen Grabung vergleichbare Kern baugeschichtlicher Arbeit, die „Historische Bauforschung", ist als eigenständiges Fach bzw. als Beruf gar erst ein Phänomen etwa der letzten drei bis vier Jahrzehnte, dessen Wurzeln in den Notwendigkeiten der Denkmalpflege, aber auch in der Rolle von Architekten innerhalb der Klassischen und der Vorderasiatischen Archäologie zu suchen sind[3]. Dementsprechend ist die Methodik der Bauforschung und des architekturgeschichtlichen Arbeitens noch immer wenig bekannt bzw. sie wird noch sehr selten als im Ansatz unabhängiger Beitrag zum historischen Arbeiten begriffen.

1.1 Bauphasentrennung

Im Gegensatz zum Historiker im engeren Sinne geht der Bauforscher nicht von Geschriebenem, sondern vom Bauwerk aus, das dabei aber durchaus analog als Quelle begriffen und genutzt wird. Die Ausgangsfrage, die der Bauforscher an das Bauwerk richtet, ist dabei technischer Natur, indem er nämlich in der materiellen Substanz Hinweise darauf sucht, ob und wie das Bauwerk in Abschnitten entstanden ist – wie also Erstbau und Umbauten aufeinander folgten, oder wie schon während der Entstehung des Gebäudes Planänderungen realisiert wurden, schließlich auch, wie Bauteile wieder entfernt wurden oder verfielen.

Die zu einer solchen Analyse herangezogenen Merkmale sind etwa Baufugen bzw. Verzahnungen, Wechsel der Mauerwerkstechnik oder des Materials, Beschädigungen und Ausbesserungen aller Art, aber auch – meist erst in einem zweiten Schritt – gravierende stilistische Unterschiede von formal gestalteten Details wie etwa Fenstern, Säulen und dergleichen. Objekt dieser analysierenden Betrachtung ist das aufgehend erhaltene, unmittelbar zugängliche Bauwerk, das allenfalls durch Hilfsmittel wie etwa Gerüste oder Entfernung des Putzes besser erkennbar gemacht wird. Auch Ausgrabungen sind eine sinnvolle Methode, um die Baubefunde zu ergänzen; in der Praxis ist es allerdings für Bauforschung recht typisch, dass man sich gerade dort neue Erkenntnisse von ihr erhofft, wo das Geld für größere, nochmals deutlich teurere Grabungskampagnen fehlt.

Die Beobachtung von Spuren im Mauerwerk, in Putzen, Farben usw. ist grundsätzlich zwar eine technische Methode, aber sie ist in ihrem Charakter

3 Dies gilt für die Entwicklung in Deutschland. Da es hier um das zu Frankreich gehörende Elsass geht, sei ergänzt, dass es „Bauforschung" in diesem deutschen Sinne dort (wie in vielen anderen Ländern Europas) nicht gibt. Wenn in Frankreich ausnahmsweise eine ins Detail gehende Dokumentation aufgehender Bausubstanz stattfindet, wird sie in aller Regel von Archäologen mit erledigt, während ausgebildete Architekten und Kunsthistoriker keine Rolle spielen. Dass ein französischer Ingenieur wie Jean Mesqui sich mit Burgen beschäftigt, ist eine ausgesprochene Ausnahme; seine auf ganze Bauten und die großen Entwicklungszüge konzentrierte Arbeit wäre nach deutschen Begriffen primär als Architekturgeschichte einzuordnen, weniger als Bauforschung.

dennoch *a priori* historisch, weil sie nach chronologischen Abfolgen fragt. Dabei muss ich freilich zugeben, dass die historische Fragestellung in der Praxis oft eine zu geringe Rolle spielt, weil manche Bauforscher sich dieser über die technische Dokumentation hinausgehenden Dimension ihrer Arbeit nicht hinreichend bewusst sind. Das liegt einerseits daran, dass sie – und meist ebenso ihre Auftraggeber – nun einmal aus einer Ausbildung kommen, in der das historische Arbeiten im engeren Sinne keine Rolle gespielt hat. Das Auswerten von Schriftquellen und die Fragestellungen moderner Geschichtsforschung nach Entwicklungen des sozialen, politischen, wirtschaftlichen Gefüges usw. sind der heutigen Architektenausbildung grundsätzlich fremd; in der Ausbildung der Kunsthistoriker wird meist auf sie verwiesen bzw. Geschichte wird als Nebenfach empfohlen, aber die praktische Umsetzung kommt selten über die Vermittlung von Faktenwissen hinaus[4].

Davon abgesehen besitzt Bauforschung im engsten Sinne, also Baubeobachtung und Dokumentation aussagekräftiger Befunde, typische Merkmale eines Handwerks, d. h. die Qualität der Ergebnisse steigt mit der wachsenden Erfahrung des Bauforschers, wobei „learning by doing" der einzig sinnvolle Weg ist. Deswegen ist der in der Bauforschung noch immer vorherrschende Mangel einer gesicherten Arbeitskontinuität besonders folgenschwer – wo immer wieder Anfänger zum Einsatz kommen, weil die bereits Erfahreneren sich aus ökonomischen Gründen beruflich anders orientieren müssen, kann die Qualität der Ergebnisse kein dauerhaft höheres Niveau erreichen.

1.2 Baualterpläne

Den Bestand des Bauwerkes, insbesondere die Veränderungsspuren, erfasst der Bauforscher insbesondere in Zeichnungen, wobei grundsätzlich jede Art von Plan infrage kommt, die überhaupt in der Architekturdarstellung üblich ist, also vor allem Grundrisse, Schnitte und Ansichten bzw. Aufrisse. Der Unterschied zu den Aufmaßen bestehender Bauten, wie sie Architekten zu Umbauzwecken erstellen, liegt dabei in einer weit höheren Detailgenauigkeit: die Pläne sind „steinrecht" – stellen also den Mauerwerksverband bis in Einzelheiten dar (Abb. 1) – oder auch „verformungsgerecht", was vor allem die mit der Zeit eintretenden Verformungen von Holzkonstruktionen meint. Gerade beim verformungsgerechten Aufmaß ist es dabei ein zweites Ziel, Gefährdungen der Bausubstanz erkennbar zu machen bzw. dem Statiker und Architekten zusätzliche Informationen darüber zu geben, wie und warum das Gebäude sich „bewegt" hat, und was man tun muss, um eine derartige, potentiell gefährliche Entwicklung zu beenden oder rückgängig zu machen. Der aus historischer Sicht

4 Auf solche empirisch fundierten Aussagen habe ich gelegentlich heftigen Widerspruch geerntet. Dabei ergibt sich doch aus meiner kritischen Sicht gerade eine ganz besondere Anerkennung für jene Wenigen, die sich trotz der einseitigen Ausbildung autodidaktisch ein interdisziplinäres Wissen angeeignet haben!

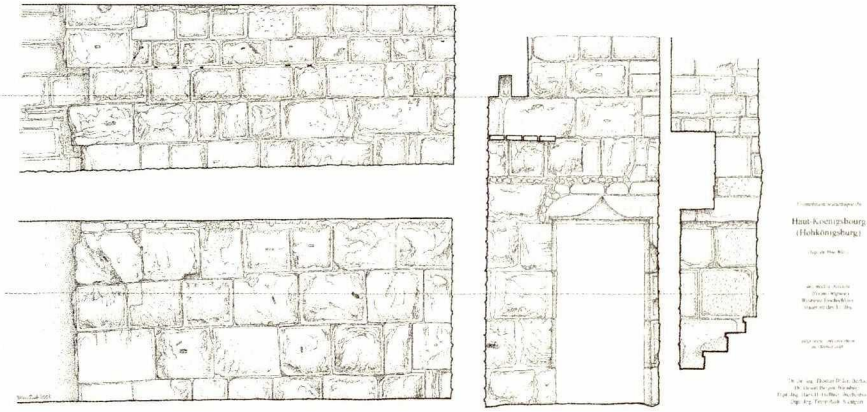

Abb. 1: Beispiel einer steinrechten Zeichnung. Hohkönigsburg, Mauerwerksteile des 12. Jhs. in der Westseite des Hochschlosses (Biller/Burger/Häffner/Radt 2008).

wichtigere Sinn solcher detailgenauen Pläne besteht jedoch darin, die Entwicklung des Baues – und damit die seiner Nutzungen – genauer zu erfassen[5].

Dabei versteht sich, dass ein Plan allein, bei aller Mühe, die in ihn gesteckt wurde, dies nur teilweise kann – er bedarf durchaus der Erläuterung durch Texte. Da dies auf der Hand liegt, muss es hier nicht näher beschrieben werden; es sei nur kritisch angemerkt, dass die Texte von Bauforschern noch häufig einen gewissen qualitativen Rückstand gegenüber ihren Zeichnungen aufweisen, in denen sich ein weiteres Mal die einseitige Konzentration der Architektenausbildung auf das Graphische und Ästhetische spiegelt.

Bleibt man jedoch bei den Zeichnungen als solchen, so ist der „Baualterplan", bei dem die Bauphasen durch Schraffuren oder Farben markiert sind, die heute vielleicht gebräuchlichste Art[6], Veränderungen am Bauwerk zusammenfassend darzustellen (Abb. 2). Baualterpläne sind zwar, wie die ihnen vorausgehenden reinen Bestandspläne, zunächst exakte Dokumentationen des real Vorhandenen, darüber hinaus aber auch ein erster Interpretationsversuch, der aus

5 In der Praxis der Bauforschung ist allerdings oft festzustellen, dass die Tätigkeit der Bauforscher mit dem verformungsgerechten Aufmaß endet und eine interpretierende Auswertung nicht mehr oder nur in Ansätzen erfolgt. Grund dafür sind in erster Linie ökonomische Beschränkungen – finanziert wird nur das unverzichtbare Minimum an Dokumentation und das, was Planung und Bau optimieren soll.

6 Dabei ist jedoch festzustellen, zumindest auf dem Feld der Burgenforschung, dass Baualterpläne in manchen Regionen bereits seit langem selbstverständliche Instrumente sind – etwa in Österreich oder Tschechien –, während sie in anderen offenbar noch weitgehend unbekannt sind; auch hierin zeigt sich, dass Bauforschung ein relativ junges Fach ist, das noch nicht überall in gleichem Maße „angekommen" ist.

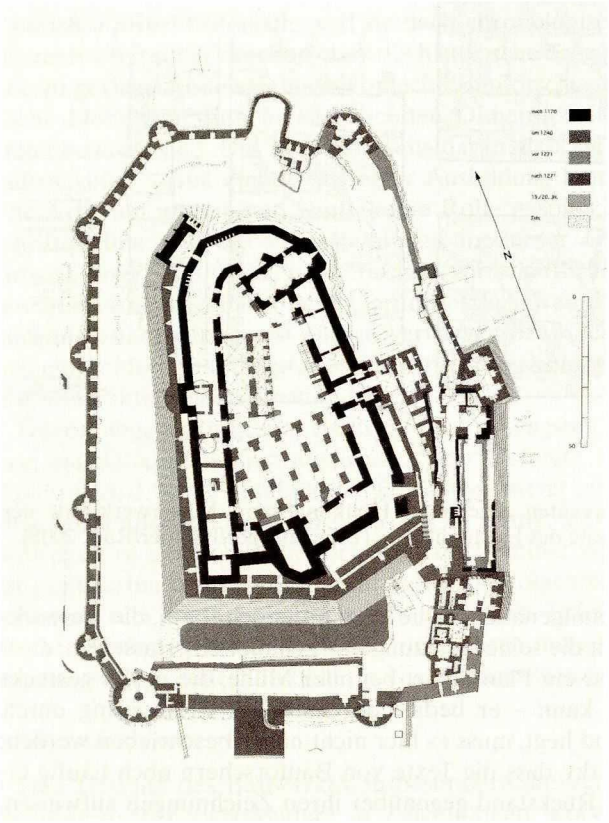

Abb. 2: Beispiel eines Baualterplanes. Der Crac des Chevaliers, Syrien (Der Crac des Chevaliers – Die Baugeschichte einer Ordensburg der Kreuzfahrerzeit, hg. im Auftrag des Dt. Archäologischen Instituts von Th. Biller, Regensburg 2006 (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Sonderband 3).

dem Bedürfnis heraus entsteht, die vielen Einzelerkenntnisse so zusammenzufassen, dass die Entwicklung des Gebäudes in ihren Grundzügen erkennbar wird.

Dass Baualterpläne einen Interpretationsspielraum bieten, zeigt sich insbesondere darin, wie der jeweilige Bearbeiter die Phasen definiert. Bei den meisten derartigen Plänen sind zwischen drei und sechs Phasen dargestellt, was aber nicht unbedingt einer ebenso einfach strukturierten Realität entspricht, sondern oft auf Entscheidungen des Bauforschers bzw. Planverfassers beruht. Denn häufig erkennt man an einem Gebäude durchaus mehr Bauabschnitte, wobei diese aber oft nur kleine Teile erfassen und über ganz verschiedene Bereiche des Bauwerks „verstreut" sind. Ob man solche einzelnen Veränderungen zu einer Bauphase zusammenfasst, die dann einen größeren Zeitraum beschreibt, oder ob man jeden einzelnen Umbaubefund als zwei Bauphasen darstellt, ist letztlich davon abhängig, was man dem Betrachter des Planes vermitteln möchte: einen einfach zu verstehenden Überblick über die Entwicklung des Baues, oder ganz im Gegenteil eine Darstellung, die die komplexe Realität möglich vollständig und exakt widerspiegelt. Die meisten Fachkollegen – auch ich selbst – halten offensichtlich die Darstellung der Grundzüge für das wesentlich wichtigere, weil vor allem didaktisch wirksame Ziel; zumindest entspricht die erdrückende Mehrzahl der publizierten Baualterpläne diesem Prinzip.

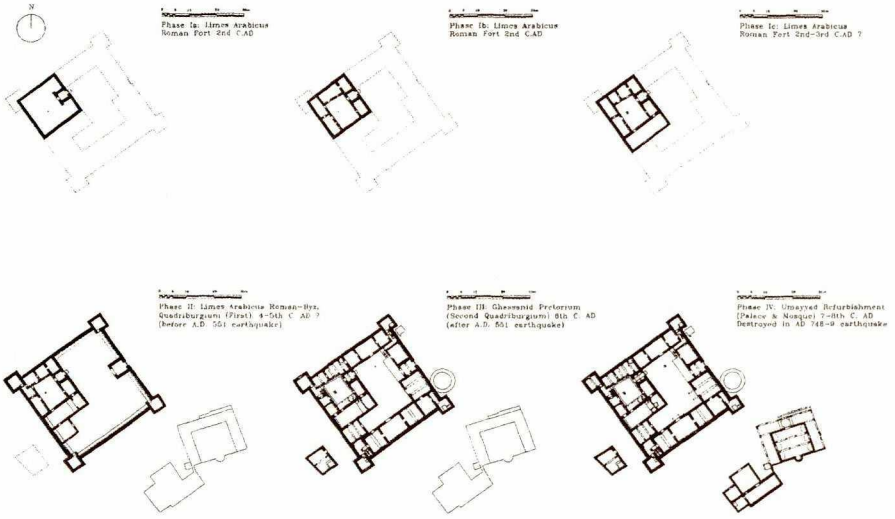

Abb. 3: Rekonstruktion eines Baues in aufeinander folgenden Zuständen: Qasr Hallabat, Jordanien (I. Arce, Qasr Hallabat (Jordan) revisited..., in: Muslim military architecture in greater Syria, ed. by H. Kennedy, Leiden/Boston 2006, S. 26–44).

1.3 Rekonstruktion der Bauzustände

Die Feststellung, welche Teile des heute vorzufindenden Bauwerkes einer bestimmten Ausbauphase zuzuordnen sind, ist ein wichtiger Schritt auf dem Wege zu seiner historisch aussagefähigen Interpretation – aber bis zu diesem Endziel sind weitere Schritte nötig. Denn gerade im Falle mehrfacher Veränderungen ist die in einer bestimmten Phase entstandene Gestalt des Bauwerkes fast immer nur bruchstückhaft erhalten – umso eher, je weiter die Phase zurückliegt – und ergibt daher noch keine vollständige Vorstellung des Baues, wie er zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgesehen und funktioniert hat. Um dieses Funktionieren im weitesten Sinne – also nicht nur die alltäglichen Nutzungsabläufe, sondern auch die psychologischen bzw. „repräsentativen" oder symbolischen Funktionen – verstehen zu können, muss der Bau also für einen bestimmten Zeitpunkt seiner Entwicklung im Geiste so weit möglich vervollständigt werden; es waren solche zeichnerischen Rekonstruktionen, durch die Architekten zuerst mit historischen Zielsetzungen in Berührung kamen, indem sie im 19. Jh. von Archäologen für diese Sonderaufgabe herangezogen wurden.

Die Rekonstruktion eines Baues in seinen aufeinander folgenden Zuständen (Abb. 3) ergibt – ein wenig wie im Film, bei dem die Bewegung ebenfalls aus Einzelbildern entsteht – ein anschauliches Bild seiner Bau-*Geschichte*. Und von dieser ausgehend kann nun endlich der Schritt zur Geschichte im weiteren Sinne erfolgen – denn die Wandlungen des Baues, wie sie so mühsam aus der Vielzahl technischer Befunde zu destillieren waren, fanden ja nicht grundlos

statt, sondern sie spiegelten Veränderungen wider, die auf einer viel umfassenderen, einer im weitesten Sinne gesellschaftlichen Ebene stattfanden. In einem engeren Sinne kann man bei diesen Auslösern baulicher Prozesse etwa an Besitzerwechsel denken, an wachsende ökonomische Möglichkeiten eines Besitzers oder an eine wie auch immer geartete Veränderung seiner Machtposition. Und hinter solchen begrenzten Änderungen, die im engeren historischen Umfeld des Baues stattfanden, standen in der Regel umfassendere Entwicklungen des gesellschaftlichen Gesamtsystems. Zwar nicht unbedingt in jedem Einzelfall, der auch isolierten Sonderbedingungen folgen kann, wohl aber nach der Untersuchung vieler Fälle – etwa in einer Region – darf man davon ausgehen, dass zahlreiche gleichartige Veränderungen der Bausubstanz, etwa von Burgen, auf grundlegende Verschiebungen in der Gesellschaft zurückgingen. Um nur einige bekanntere Beispiele aus der engeren Thematik zu nennen: das Aufkommen des Bautypus „Adelsburg" im 11. Jh. spiegelt Änderungen in der Rolle und Struktur der Aristokratie, die Häufigkeit von Stadtmauern im 13./14. Jh. die neue und erfolgreiche Wirtschaftsform des „Bürgertums", oder die stärkere Befestigung mancher Burgen bzw. der Verfall der meisten im 16./17. Jh. in erster Linie einen „explosiven" technologischen Fortschritt, nämlich das Aufkommen der Feuerwaffen.

1.4 Datierung über Kunstgeschichte und Archäologie

In der ersten der beiden beschriebenen Arbeitsstufen war es darum gegangen, im Baubestand die Phasen seiner Entstehung zu erkennen, in der zweiten darum, eine Anschauung seiner vollständigen Gestalt in den wichtigsten Entwicklungsstufen zu gewinnen. Ergebnis war eine Abfolge von Zuständen – eine *relative* Chronologie –, die aber noch nicht bestimmten historischen Zeitpunkten oder Epochen zugeordnet wurde. Eben diese Zuordnung zu konkreten Zeiten – die Entwicklung einer *absoluten* Chronologie – ist aber der entscheidende Schritt in der Arbeit des Architekturhistorikers, denn ohne absolute Datierungen bleibt die Entwicklung des Baues von der allgemeinen Geschichte isoliert und damit unfruchtbarer Selbstzweck.

Nicht jeder Bauforscher sieht in der Positionierung seiner Untersuchungsergebnisse innerhalb des geschichtlichen Raumes ein so zentrales Ziel, wie ich es hier formuliere; die praktischen Gründe waren schon berührt worden. Aber das Streben noch absoluten Datierungen ist doch eine solche Selbstverständlichkeit der Bau- und Kunstgeschichte, dass man dazu in jedem Gutachten und in jedem Aufsatz eine Aussage findet, auch wenn die Differenziertheit und Belastbarkeit diesbezüglicher Erwägungen stark schwankt.

Die zentrale Bedeutung der Datierungen spiegelt sich auch darin wider, dass die meisten Streitigkeiten in den betroffenen Wissenschaften an eben dieser Stelle entbrennen, und zwar letztlich deswegen, weil die Suche nach Antworten spätestens hier eine sehr hohe methodische Komplexität erzwingt. Schon bei den ersten beiden Schritten der Methode der Bauforschung – Bauphasentren-

nung und Rekonstruktion der aufeinander folgenden Zustände – war davon zu sprechen gewesen, dass etwa Stilgeschichte oder archäologische Ergebnisse in die Analyse einfließen müssen, weil sie für einzelne Zuordnungen hilfreich sind. Zum Zwecke der Datierung aber wird es endgültig nötig, wirklich alle verfügbaren Methoden anzuwenden, um zu einer möglichst exakten und abgesicherten Datierung zu kommen.

Die Datierungsmethode der Bau- und Kunstgeschichte – es sei erlaubt, mit meinen eigenen Fächern zu beginnen, auch weil sie der Bausubstanz am nächsten sind – ist der Stilvergleich, bei dem Formen, die erfahrungsgemäß einer Entwicklung ihres Stils oder auch ihrer Technik unterlagen, in eine Entwicklungsreihe eingeordnet und so zeitlich fixiert werden. Der Stilvergleich ergibt umso exaktere Ergebnisse, je differenzierter die verglichenen Formen sind: Kapitelle etwa sind relativ gut zu datieren, für die Gestaltung von Fenstern gilt dies schon deutlich weniger. Bei Mauerwerk – das in hohem Maße durch technische Kriterien bestimmt ist, wobei das Streben nach ästhetischen Gestaltungen aber keineswegs bedeutungslos ist – wird es dagegen recht schwierig. Man muss sich dort letztlich auf Faustformeln beschränken, die in der Regel Einordnungen nur in größere Zeiträume zulassen, etwa in ganze oder halbe Jahrhunderte[7]. Bei Sakralbauten ist die durch Stilvergleich zu gewinnende Datierung oft noch recht brauchbar, weil die Methode durch den Reichtum an Schmuckformen eine breite Basis besitzt. Bei Burgen ist es in der Regel deutlich schwieriger, weil diese Formen entweder von jeher oder wegen fortgeschrittenen Verfalls fehlen oder zumindest recht selten sind. Letztendlich ist die Datierungsfrage, besonders bei Burgen, durch stilgeschichtliche Vergleiche selten im Sinne einer wirklich engen, etwa auf ein Jahrzehnt bezogenen Datierung zu lösen. Sie führt vielmehr in der Regel nur zu gewissen Grobdatierungen, die man dann mit anderen Methoden auszuräumen versuchen kann; stark von ihrem Fach überzeugte Kunsthistoriker werden mir an diesem Punkt wahrscheinlich widersprechen, aber auch sie werden in aller Regel den Diskussionen nicht entkommen, die auf einen allzu willkürlich eingeengten Datierungsversuch folgen.

Wenden wir uns der Methode zu, die dem Bauforscher und Kunsthistoriker sicherlich am nächsten steht, weil sie sich ebenfalls mit der *materiellen* Hinterlassenschaft vergangener Epochen auseinandersetzt, nämlich der (Mittelalter-) Archäologie. Das Vorgehen der Archäologen ist – was erstaunlicherweise selten ausgesprochen wird – völlig analog zu dem des Bauforschers. Auch der Archäo-

7 Freilich ist eine so zurückhaltende Einschätzung der Datierung von Mauerwerk gerade im Burgenbau noch nicht lange selbstverständlich. Vor allem in den 1970er und 80er Jahren gab es vielmehr eine intensive Diskussion über die Datierungsmöglichkeiten von Buckelquaderwerk, bei der eine vorsichtige Haltung der hier vertretenen Art gegen die variantenreiche Überzeugung stand, man könne Buckelquader bis auf Jahrzehnte genau datieren – ganz abgesehen von der in kunsthistorischen Kreisen verbreiteten Spekulation, Buckelquader seien eine Art staufischen Parteisymbols. Beide Glaubenssätze sind überholt, tauchen aber noch gelegentlich bei jüngeren Forschern auf, die sich in die damaligen, verstreuten Beiträge nicht eingearbeitet haben.

loge ermittelt und dokumentiert Schichten, die den technisch trennbaren Phasen des Bauforschers entsprechen, und auch er versucht in einem zweiten Schritt, diese Schichten über Merkmale zu datieren, die in ihnen enthalten sind. Dabei bedient auch er sich primär vergleichender Methoden, indem er etwa Stil und Technik von Keramik einzuordnen sucht – und logischerweise ringt er dabei mit denselben Problemen wie der Architekturhistoriker. So sind etwa stark ornamentierte Stücke meist exakter zu datieren, schlichte Gebrauchskeramik weniger, und die Häufigkeit der Funde bzw. formalen Eigenschaften erleichtert die Arbeit erheblich.

1.5 Datierung durch Schriftquellen

Die Datierung von Bauten über Schriftquellen[8] ist fraglos jene Methode, die im Zusammenhang unserer Fragestellung die längste Tradition hat, wobei freilich in den Anfängen noch eine gewisse Naivität herrschte, indem oftmals eine Ersterwähnung geradlinig auf den vorhandenen Bau bezogen wurde, ohne die potentielle Komplexität des Baugeschehens auch nur zu erwägen. Dieser simplifizierende Ansatz ist heute zugunsten einer wesentlich problembewussteren Betrachtung überwunden und findet sich nur noch gelegentlich bei Laien bzw. in allzu populären Veröffentlichungen, die überholte Werke ungeprüft abschreiben.

Auch bei der Datierung über Schriftquellen liegt die Problematik nicht im Objekt selbst, sondern in der Notwendigkeit der Interpretation. Oft – keineswegs immer – ist die unmittelbare Aussage der Quelle von erfreulicher Genauigkeit: der Name des Baues wird genannt und eine Jahreszahl – womit das Problem aber keineswegs beseitigt ist. Denn die Mehrphasigkeit der Bauten stellt grundsätzlich immer die Frage, welche Bauphase bzw. welcher Bauteil es ist, den die Schriftquelle meint. Und dies gilt sogar bei einphasigen Bauten, denn die Archäologie hat oft genug gezeigt, dass es Vorgängerbauten gegeben haben kann, die vollständig verschwunden sind. Und es kann noch komplizierter sein: denn nicht jeder Bau, der laut schriftlicher Nachricht einmal geplant war, ist dann auch tatsächlich entstanden – in diesem Falle ist der bestehende Bau weit älter als der nie ausgeführte Neubau, der ihn ersetzen sollte.

Auch Namen sind nicht immer so eindeutig wie sie scheinen. Patrozinien von Kirchen können gewechselt haben, Burgen waren bei näherem Hinsehen manchmal Burgengruppen, bei denen a priori unklar ist, welcher Bau in der Quelle gemeint ist – zumal, da die Verfasser der Urkunde das oft wohl selbst nicht so genau gewusst haben, weil ihnen die eigene Anschauung fehlte.

8 Gewissermaßen zwischen Bauforschung und schriftquellenbezogener Forschung stehen Bauinschriften: Schriftquellen, die ungewöhnlicherweise am Objekt selbst bewahrt sind, nicht im Archiv. Sie sind für die Burgenforschung aber nur begrenzt bedeutsam, da sie erst gegen Ende des Mittelalters häufiger werden. Ähnlich kann man den Wert von Münzfunden bei Ausgrabungen beschreiben: auch sie führen zu klaren Aussagen, sind aber seltene Glücksfälle.

Und ich könnte weitere Faktoren aufzählen, die die Interpretation der auf den ersten Blick oft so klaren Schriftquellen zu einer schwierigen Aufgabe machen. Aber darauf kann verzichtet werden, denn der Kern der Aussage sollte schon klar sein: Auch die Aussagen der Schriftquellen sind nicht so eindeutig, wie sie bei oberflächlicher Betrachtung oft scheinen. Auch sie liefern vielmehr nur Indizien, die wie alle anderen einer sorgfältigen und vorsichtigen Interpretation bedürfen, bevor ihre wirkliche Aussage erkennbar wird.

1.6 Naturwissenschaftliche Datierungsmethoden

Dass viele Forscher unter den schwierigen Umständen, die ich beschrieben habe, ein starkes Bedürfnis nach Methoden entwickelt haben, die direkte Datierungen liefern können, ist verständlich. Und wie jeder historisch Arbeitende heute wohl weiß, gibt es solche Methoden wirklich, vor allem in Form der Dendrochronologie und der Radiokarbon- oder C14-Methode. Insbesondere die auf den Jahresringen von Holz beruhende, trennscharfe Dendrochronologie ist heute Standard der Bauforschung, obwohl die Beschäftigung von Spezialisten gewisse Kosten verursacht. Die Erwartung freilich, der Bericht aus dem Labor enthielte nun auf der letzten Seite die Datierung des Baues, erfüllt sich in der Regel doch nicht, denn auch die Dendrochronologie ergibt Exaktheit bestenfalls für ein Stück Holz, damit aber noch lange nicht für den Bau als solchen. Um die Bedeutung des Holzes und seiner Datierung für den Bau in seiner Gesamtheit zu klären, bedarf es auch hier einer Diskussion, die alle anderen Indizien technischer, stilgeschichtlicher, archäologischer und schriftlicher Art einbezieht. Die Fragen lauten dabei: Ist das Holz wirklich exakt für diesen Bau geschlagen und in seine funktionale Form gebracht worden, so dass das Jahr der Fällung mit dessen Entstehungszeit gleich gesetzt werden kann? Oder ist das Holz vielleicht weit älter und für den heute vorfindlichen Bau nur ein zweites Mal verwendet worden? Oder ist es im Gegenteil erst bei einem Umbau an seine Stelle gekommen und folglich weit jünger als der originale Bestand des Baues? Die Beantwortung dieser Fragen kann sich genauso schwierig gestalten wie Datierungsversuche mit stilgeschichtlichen, archäologischen oder quellenbezogenen Mitteln. Auch die scheinbar so problemfreien naturwissenschaftlichen Methoden entkommen also nicht dem schwierigen Abgleich von verschiedenartigen Faktoren, und auch sie führen nicht zwingend zu trennscharfen und eindeutigen Aussagen.

1.7 Integration der Datierungen

Lange Aufzählungen können leicht dazu führen, dass ihr Ziel aus dem Blickfeld gerät. Die lange – bezogen auf die wahre Komplexität aber immer noch kurze – Darstellung der Datierungsmethoden, die damit abgeschlossen ist, sollte sie zwar auch als solche beschreiben, aber darum ging es nur zum kleineren Teil. Das wichtigere Ziel bestand darin, bewusst zu machen, dass angesichts

der großen Datierungsprobleme von Burgen nur die Verbindung aller dieser Methoden miteinander zu einem halbwegs abgesicherten Ergebnis führen kann. Ein solches Ergebnis wird dabei kaum jemals hundertprozentig sicher sein, sondern es ist in aller Regel nur näherungsweise zu erreichen. Wenn die Indizien doch einmal so tragfähig sind, dass sie Datierungen mit einem hohen Grad an Wahrscheinlichkeit ergeben, so ist dies ein seltener Glücksfall – was der Wissenschaftler in der Regel weiß, während der Laie diese unbefriedigende Tatsache oft nur mit Mühe akzeptiert.

Bei der Frage nach der Entstehungszeit einer einzelnen Burg müssen wir uns also letztlich fast immer mit abgestuften Graden von Wahrscheinlichkeit begnügen. Sie reichen von einer allzu schwachen Ahnung, wann der Bau eventuell entstanden sein könnte, bis zu einer hohen Wahrscheinlichkeit, der nur die allerletzte Bestätigung fehlt. In der Abwägung und möglichst unmissverständlichen Formulierung dieses Grades von Wahrscheinlichkeit liegt meines Erachtens die Kunst des Bauforschers und Architekturhistorikers – nicht aber in der auch manchmal anzutreffenden, etwas brachialen Behauptung angeblicher Datierungssicherheit, die umgehend und mit Recht von den Fachkollegen bestritten wird, weil ihr das argumentative Fundament fehlt.

1.8 Das Bauwerk als Ausdruck von „Geschichte"

Wozu aber nun all die Anstrengung, wenn das Ergebnis doch fast immer begrenzt in seiner Genauigkeit und Aussage bleiben muss?

Die Frage wird nur selten gestellt und noch viel seltener beantwortet. Ein wichtiger Grund für diese Zurückhaltung der Bau- und Kunsthistoriker dürfte darin bestehen, dass man eine negative Antwort fürchtet: das sei doch alles „l'art pour l'art", es bringe nichts und sei folglich pure Verschwendung von Kraft und Geld[9]. Natürlich ist diese Einschätzung falsch, die Furcht in Wahrheit unbegründet; das Problem liegt lediglich darin, dass die Bedeutung exakter bauhistorischer Forschung nun einmal nicht unmittelbar erkennbar ist, sondern aus größeren Zusammenhängen abgeleitet werden muss. Auch die moderne Welt nämlich kann auf Dauer nicht ohne Verständnis ihrer eigenen Genese auskommen, auch wenn dies in der Reizüberflutung und Hektik unserer Zeit oft nicht gesehen wird. Und ein Verständnis der eigenen Geschichtlichkeit kann nun einmal nicht ohne konkrete Forschung entstehen und bewahrt werden, wobei der Erforschung der gebauten Umwelt wegen ihrer alltäglichen Sichtbarkeit eine besonders wichtige Rolle zukommt.

In der Praxis dürfte die meist unterentwickelte Beziehung der Bauforschung zur Geschichte allerdings einen einfacheren Grund haben. Viele Bauforscher

9 Mit vergleichbarer Verständnislosigkeit hat auch manchmal die Denkmalpflege zu kämpfen, wenn es um Burgruinen geht. Ein höherer Vertreter der deutschen Denkmalpflege zitierte einmal, was ihm manche Politiker antworten, wenn er wieder einmal Geld für eine Restaurierung beantragt hat: „Das ist eine alte, nutzlose Ruine. Jetzt sollen wir eine Million da reinstecken – und was ist es dann? Eine alte, nutzlose Ruine".

sind zwar durchaus historisch interessiert und würden daher in der Regel gerne darstellen, in welcher Weise ihr jeweiliges Forschungsobjekt historische Entwicklungen widerspiegelt – aber dafür würden sie ein breites und komplexes Wissen benötigen, das unter den Bedingungen heutiger, hochgradiger Spezialisierung der Fächer nur mit großer Anstrengung zu erlangen ist. Mindestens Kunsthistorikern wird zwar nahe gelegt, auch Geschichte zu studieren, und viele von ihnen eignen sich derartige Grundlagen an – aber vom Faktenwissen zu jener Art von Geschichtsverständnis, die man direkt mit architektonischen Entwicklungen korrelieren kann, ist es allemal noch ein weiter Weg. Denn die unmittelbaren Aussagen der Quellen beziehen sich im Mittelalter in der Regel ja keineswegs auf die Entstehung und Veränderung von Bauten, und – was die Sache endgültig schwierig macht – nicht einmal auf jene Prozesse in der damaligen Gesellschaft, in denen die unmittelbaren Bedingungen des Bauens zu suchen wären. Geht man von solchen Fragestellungen aus, so wären möglichst exakte Daten insbesondere über die Bauherren als soziale Gruppe, über ihr Verhältnis zum Rest der Gesellschaft, ihr Vermögen im weitesten Sinne und ihre kulturellen Vorstellungen von zentralem Interesse, außerdem eine Vorstellung vom Bauwesen der Epoche, von den „Architekten", ihrem Verhältnis zum Bauherren, ihrem Wissen, den technischen Möglichkeiten, den ausführenden Handwerkern und Arbeitern, schließlich auch über die Funktionen der Bauten, also über „Alltag", Lebensabläufe und Problemlösungsverhalten der verschiedensten Art. Dies alles aber kommt in den Quellen kaum vor; man muss, um die wenigen Hinweise solcher Art finden und verwerten zu können, von vornherein mit ganz anderen Fragestellungen an das Material herantreten als die ältere Mediävistik dies tat. Diese war nämlich in durchaus verständlicher Weise zunächst darum bemüht, das real vorfindliche Material zu erfassen und zu deuten; und dieses Material betrifft – ganz im Gegensatz zu den angeführten Desiderata aus dem realen Leben – eher den Bereich des Juristischen und Religiösen oder es beschreibt herausragende Ereignisse.

Um den Brückenschlag von der mittelalterlichen Architekturgeschichte zur allgemeinen Geschichte zu schaffen, bedarf es also eines Forschungsansatzes anderer Art, dessen Fragestellung sich auf Grundstrukturen der mittelalterlichen Realität konzentriert – auf Bevölkerungszahl, Klima, Wirtschaftsweisen, Siedlungsstrukturen, soziale Gruppen und ähnliches –, obwohl oder gerade weil diese weit schwerer zu erkennen sind. Solche Ansätze gibt es unter dem Titel der Wirtschafts- und Sozialgeschichte durchaus seit längerem, aber sie sind dem interessierten Nicht-Historiker bisher meist weniger bekannt und zugänglich als die Themen und Denkansätze der älteren Mediävistik.

Bau- und Burgenforscher gehören in aller Regel zu diesen interessierten Laien, und auch die Möglichkeit, mit einem oder mehreren Historikern ein interdisziplinäres Team zu bilden, wird bisher nur höchst selten genutzt. Neben einem fehlenden Bewusstsein bezüglich der letztlich historischen Ziele von Bauforschung stecken hinter diesem alltäglichen Mangel auch banale Gründe wie

die Tatsache, dass Bau- und insbesondere auch Burgenforschung nur selten und gegebenenfalls eher mager bezahlt wird.

Im Ergebnis reden und arbeiten genuine Historiker und die Vertreter jener Fächer, die die materiellen Hinterlassenschaften der Geschichte zum Sprechen bringen wollen, noch viel zu oft aneinander vorbei. Legion sind etwa die Fälle, wo in einer Sammelpublikation die Aussagen von Historikern und jene von Bauforschern oder Archäologen unverbunden nebeneinander stehen, ohne dass versucht worden wäre, die Ergebnisse miteinander zu verbinden, also ihren Gleichklang herauszuarbeiten oder ihre Widersprüche aufzulösen. Hier zeigt sich ein leider ganz normales gegenseitiges Unverständnis, an dessen Auflösung viel zu wenig gearbeitet wird – und deswegen bleibt in aller Regel das unerreicht, worum es nach meiner Überzeugung gehen muss: nämlich ein alle Hinweise integrierendes und umfassend abgesichertes, gesamthaftes Bild von Geschichte.

Wie im Prinzip der Weg zu einem so hoch gesetzten Ziel aussehen könnte, soll abschließend noch an zwei Beispielen erläutert werden. Der Schweizer Burgenforscher Werner Meyer – ein Historiker, der während seiner gesamten Laufbahn auch archäologisch tätig war –, hat unter anderen über die Zusammenhänge von Burgenbau und Rodungsaktivität gearbeitet[10]. Damit hat er den Burgenbau in eine überzeugende Beziehung zu einer der wichtigsten wirtschaftlichen Entwicklungen des hohen Mittelalters in Beziehung gesetzt, die ihrerseits Faktoren technischer, sozialer und klimatischer Art umfasste (Abb. 4)[11].

Die zweite, starke Tendenz neuerer Burgenforschung, die eine integrative Betrachtungsweise des Phänomens „Burgen" auf die Dauer nur fördern kann, ist die Konzentration auf begrenzte Regionen bzw. historische Räume. Während das im damaligen Nationalismus wurzelnde Streben nach Charakterisierung der „deutschen Burg" schon aus Gründen der riesigen Zahl und der im Mittelalter großen regionalen Unterschiede in allzu subjektiven Bildern und daher letztlich purer Oberflächlichkeit enden musste, bietet die Beschränkung auf eine Region – oder ein kleines Land wie die Schweiz – die bedeutsame Chance, ein im Umfang noch überschaubares Material hinreichend exakt zu analysieren[12] und es – in einem zweiten Schritt – auch historisch zu interpretieren. Denn auch die seit langem etablierte Landesgeschichte kann ein besser überschaubares, detailgenaueres Bild mittelalterlicher Verhältnisse zur Verfügung stellen, als es für den ganzen deutschen Raum wohl je erreichbar sein wird. In einem dritten, weit in

10 Werner Meyer, Rodung, Burg und Herrschaft, ein burgenkundlicher Beitrag zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte, in: Burgen aus Holz und Stein, Burgenkundliches Kolloquium in Basel 1977, Olten u. Freiburg/Br. 1979.

11 Meyer hat auch als letzter eine verbindliche Terminologie in der Burgenforschung gefordert, wobei es sich aber nach der bisherigen Erfahrung offenbar um ein kaum erreichbares Ziel handelt: Werner Meyer, Kritische Bemerkungen zur Typologie und Terminologie in der Burgenforschung, in: Castella maris baltici, 3–4, Gdansk 2000 (Archaeologia Medii Aevi Finlandiae, V), S. 109–116.

12 Das „Pfälzische Burgenlexikon", dessen Abschluss Anlass der vorliegenden Publikation war, gehört selbst zu den besten Beispielen solcher Ansätze.

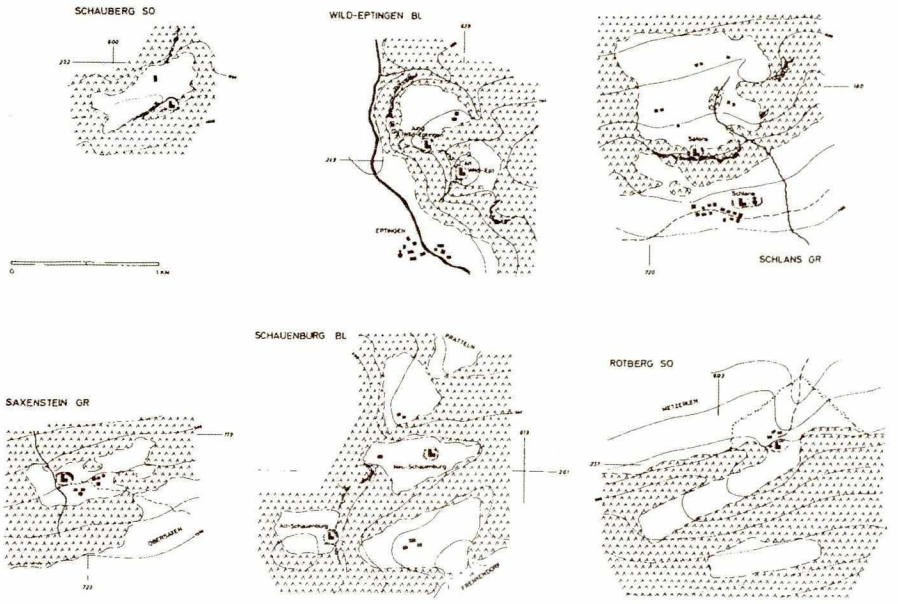

Abb. 4: Burgrodungen in der Schweiz nach W. Meyer, als Beispiel einer Fragestellung, der es um die Beziehung wirtschaftlicher Entwicklungen mit dem Burgenbau geht (W. Meyer, Rodung, Burg und Herrschaft ..., in: Burgen aus Holz und Stein, Olten u. Freiburg/Br. 1979).

der Zukunft liegenden Schritt mag es dann einmal möglich werden, die besser erforschten einzelnen „Burgenlandschaften" miteinander in Beziehung zu setzen und so doch noch ein Bild für den gesamten deutschen Raum zu schaffen, das die Einheit gerade in der Vielfalt bzw. in der Unterschiedlichkeit der Entwicklungen aufzeigt[13].

2. Das Projekt „Die Burgen des Elsaß"

Wer die beiden erschienenen Bände unseres Projektes „Die Burgen des Elsaß" kennt, dem wird klar sein, dass die Beschreibung bauanalytisch-historischer Methodik im ersten Teil dieses Aufsatzes alles andere als Selbstzweck war. Die geplanten vier Bände beruhen auf eben dieser Methodik, und daher sind bisher zugleich die Grundlagen des Projektes „Die Burgen des Elsaß" beschrieben worden.

13 Vgl. dazu auch meinen Aufsatz: Burgenforschung heute – Objektstudie, regionale Analyse und versuchte Gesamtschau, in: Ausstellungskatalog „Mythos Burg"/„Burg und Herrschaft", Berlin/Nürnberg 2010 (im Druck).

Der Publikation des ersten Bandes ist eine lange Phase der Materialsammlung vorausgegangen. Ich selbst habe die elsässischen Burgen – anfangs angeregt durch Bildbände und die Behandlung in älteren Werken vor allem Bodo Ebhardts und Walter Hotz' – immer wieder intensiv bereist und Literatur dazu gesammelt, seit ich 19 Jahre alt war – als der erste Band des Werkes schließlich im Druck vorlag, war ich 48 und hatte inzwischen viele Einzelstudien (nicht nur) elsässischer Burgen veröffentlicht. Zudem hatte ich schon in der Frühphase meiner Reisen Bernhard Metz kennen gelernt – auch er war damals noch Student und hatte auf meinen ersten Aufsatz über eine elsässische Burg mit einem Brief reagiert –, was nicht nur für unser gemeinsames Werk, sondern auch für mein persönliches Wissenschaftsverständnis sehr bedeutungsvoll wurde, denn als Student der Architektur – dies war mein erstes Studienfach, das Studium der Kunstgeschichte folgte erst später – hat man, wie schon beschrieben, keine Berührung mit „Geschichte", weder im Sinne eines weiten Horizontes noch im Sinne eines Einblicks, wie Historiker arbeiten. Insoweit bedeuteten zahlreiche Gespräche mit Bernhard Metz für mich vor allem die langsam wachsende Erkenntnis, dass Geschichte nichts ist, was in „schlauen Büchern" steht, in die es auf kaum nachvollziehbare Weise gelangt ist[14], sondern dass Historiker letztlich genauso von konkreten Zeugnissen ausgehen wie Architekturhistoriker.

2.1 Der Katalogteil

Die „Burgen des Elsaß" ruhen im Prinzip auf zwei Fundamenten, die den unterschiedlichen fachlichen Voraussetzungen der beiden Autoren entsprechen. Einerseits bedeutet die in vier Jahrzehnten geschaffene Kartei von Bernhard Metz, für die zahllose Quellen und historische Arbeiten ausgewertet wurden, eine unverzichtbare Grundlage, für deren Umfang und Vielfalt es im Elsass kein Pendant gibt; die Erfassungstiefe, die sich aus dieser breiten Basis ergibt, ist für ein Werk mit letztlich bauhistorischer Zielsetzung ausgesprochen ungewöhnlich. Andererseits beruhen die Aussagen über die Bauten als solche selbstverständlich in erster Linie auf meiner eigenen, aber stets von Bernhard Metz begleiteten Arbeit vor Ort, also auf analytischer Beschreibung und der Erstellung von Baualterplänen bzw. Grundrissen[15]. In bestimmten Fällen wurden Grundrisse und weitere Pläne völlig neu aufgemessen, meist in Zusammenarbeit mit Instituten bzw. Studenten Technischer Universitäten[16], aber auch von

14 Wer diese Formulierung als Kritik lesen möchte, wie vor allem in deutschen Schulen früher (und heute?) „Geschichte" vermittelt wurde, dem werde ich nicht widersprechen. Der Gerechtigkeit halber sei aber vermerkt, dass zumindest einer meiner Lehrer kurz vor dem Abitur versuchte, uns zu vermitteln, was eine „Quelle" ist, bzw. dass es nicht nur die unergründliche Weisheit von Lehrbuchverfassern ist, aus der unsere Kenntnis fließt.

15 In der Regel wird ein Baualterplan angestrebt und ist aufgrund eines gut erhaltenen Baubestandes auch erstellbar; nur in Ausnahmefällen, d. h. bei stark reduziertem Baubestand, bleibt es bei einem Grundriss ohne Angaben zu den Bauphasen.

16 Hier ist insbesondere der TU Berlin und der TH Darmstadt zu danken, jeweils den bauhistorischen Instituten; im ersteren Falle war ich selbst Initiator, im letzteren ist Helge Svenshon für die Kooperation zu danken. Die Namen der Studenten sind in den Bänden jeweils in einem Anhang nach dem Literaturverzeichnis genannt.

den beiden Verfassern allein bzw. mit weiteren befreundeten Fachleuten[17]. In der Regel jedoch konnten für die Grundrisse Arbeiten elsässischer Burgenforscher bzw. Archäologen benutzt werden, die zwar nicht immer der absoluten Exaktheit moderner Geodäsie entsprechen, deren Genauigkeit aber nach Prüfung am Objekt ausreichte, um als Grundlage für einen Baualterplan zu dienen[18]. Eine Besonderheit dieser Arbeiten aus der regionalen Forschung bestand im Elsass lange Zeit darin, dass sie oft nicht regulär publiziert waren, sondern nur hektographiert oder kopiert in die Hände weniger Interessierter gelangten. Erst in den letzten drei Jahrzehnten hat sich mit den „Châteaux forts d'Alsace" ein Publikationsorgan etabliert, das viele neue Forschungen übersichtlich zusammenfasst[19].

Der Katalogteil der vier Bände, der ihre Faktenbasis enthält, nährt sich also aus zwei ganz unterschiedlichen Arten der Materialerfassung, die den Methoden der Mediävistik einerseits, der Bauforschung andererseits entsprechen. Der Katalogteil wird, wenn das Werk einmal abgeschlossen vorliegt, über 80 Burgen enthalten, wobei die Auswahl all jene umfasst, deren Baubestand noch analytisch zu fassen ist. In der Regel handelt es sich also um relativ gut erhaltene Ruinen, ganz selten einmal, wie insbesondere im Falle der Hohkönigsburg, um historistisch wiederhergestellte Objekte; einige Anlagen, wie zum Beispiel die Pfalz in Hagenau, sind auch verschwunden, aber durch konzentrierte Forschung auf Grundlage von Sekundärquellen – Texten verschiedenster Art, alten Abbildungen, Ausgrabungsergebnissen – doch so gut fassbar geworden, dass wir trotzdem ein Bild von ihrer früheren Gestalt haben[20].

17 Wegen besonders häufiger Hilfe sind zu erwähnen: Daniel Burger, Hans-Heinrich Häffner und Timm Radt. Vor längerem waren weiterhin beteiligt: H. Jesse, C. Lais, M. Milarch und K.-D. Weltring.

18 Da ich auffällig oft gefragt werde, wie die Pläne zustande gekommen, sei hier unterstrichen, dass die Herkunft des Planes – im Sinne der messtechnischen Grundlage – stets in der Bildunterschrift angegeben ist. Sie werden vor Ort auf Exaktheit hin überprüft und bei kleineren Fehlern korrigiert. Die Baualterangaben werden stets von mir aufgrund der Diskussion mit Bernhard Metz eingetragen, und zwar nur selten in Bearbeitung vorhandener Pläne, so gut wie immer im Sinne vollständig neuer Erarbeitung. Ein gelegentlich geäußerter Wunsch bezüglich der Pläne geht dahin, man möge die Zahlen auf den Plänen direkt in der Bildunterschrift erläutern. Darauf haben wir verzichtet, weil nicht jede dieser Erläuterungen kurz ausfallen könnte; zwar wären manche Bauteile einfach zu erläutern („Bergfried", „Tor", „Graben" usw.), aber oft bedürfen Befunde einer längeren Erläuterung oder gar Diskussion; diese kann nur im Haupttext vorgetragen werden.

19 Châteaux forts d'Alsace, Hg. Centre de recherches archéologiques médiévales de Saverne (Bd. 1–5: Etudes médiévales = Pays d'Alsace, jeweils no. hors série), 1983ff. (bisher letzter Band: 9, 2008); in der zentralen historischen und kunsthistorischen Zeitschrift des Elsass, den „Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire" sind Beiträge zu Burgen eher selten, ebenso in den Zeitschriften der vielen kleinen Geschichtsvereine des Elsass.

20 Unser Werk ist verschiedentlich mit Burgenlexika für bestimmte Regionen des deutschen Sprachraumes verglichen worden, wobei dieser Vergleich jedoch schief ist, wie bis hierhin klar geworden sein dürfte, denn es geht bei den „Burgen des Elsaß" eben nicht um die vollständige Erfassung des ehemals Vorhandenen, sondern um die Analyse und Erklärung der architektonischen Entwicklung auf der Grundlage eines Materials, das nach seiner Eignung zu diesem Zweck ausgewählt wurde. Der Grund für diese heute noch ungewöhnliche Zielsetzung besteht einfach darin, dass ein elsässisches Burgenlexikon in den letzten hundert Jahren schon viermal (!) vorgelegt worden ist, so dass ein fünftes wenig sinnvoll schien, sondern sich vielmehr eine

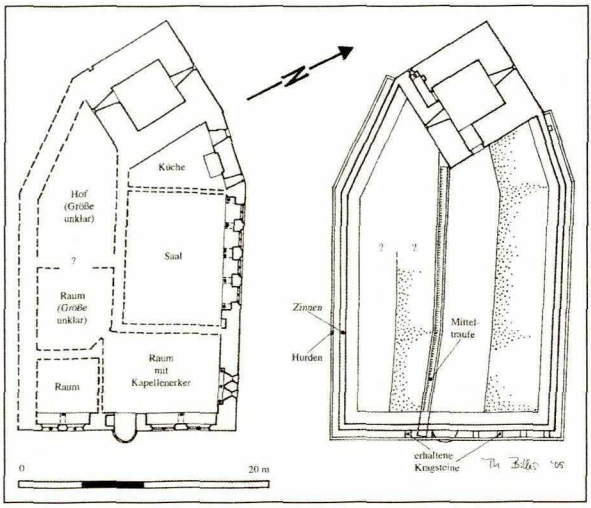

Abb. 5: Landsberg am Odilienberg als Prototyp einer „konzentrierten" Kernburg mit minimiertem Hof. Rekonstruktionsversuch des Obergeschosses und der Dachaufsicht im ursprünglichen Zustand (um 1200) (Biller/Metz, Burgen des Elsaß II, Abb. 53).

Die Monographie einer Burg im Katalogteil der „Burgen des Elsaß" ist stets so aufgebaut, dass zuerst Bernhard Metz die Fakten aus den Schriftquellen vorlegt und auswertet, während ich anschließend eine analytische Beschreibung liefere, in der insbesondere die Scheidung und Charakterisierung der Bauphasen angestrebt wird. Jede Monographie schließt mit der Datierung des Ursprungsbaues und seiner Umbauphasen, so weit sie sich aus den jeweils ermittelten Fakten ableiten lässt; dabei versuchen wir, schon in der Formulierung so deutlich wie möglich zu machen, in welchem Grade diese Datierung jeweils als gesichert gelten kann.

2.2 Der allgemeine Teil

Der allgemeine Teil des Buches versucht, vom Material des Katalogteiles ausgehend, die architektonische Entwicklung des elsässischen Burgenbaues in ihrer Gänze zu beschreiben. Es geht dort also um Aspekte wie die Entwicklung

---

Analyse der gerade im Elsaß so eindrucksvoll erhaltenen (und durch Verfall bedrohten) Burgenarchitektur aufdrängte; Felix Wolff, Elsässisches Burgen-Lexikon, Straßburg 1908 (Veröff. d. Kaiserl. Denkmal-Archivs zu Straßburg i.E., 9.) (Nachdruck: Frankfurt/M. 1979); Charles-Laurent Salch, Dictionnaire des châteaux de l'Alsace médiévale, Strasbourg 1976 (vgl. die Besprechung von B. Metz in RA 105, 1979, S. 209–11), sowie ders., Nouveau Dictionnaire des châteaux forts d'Alsace, Strasbourg 1991 (vgl. die Besprechung von B. Metz, in: RA 113, 1993, S. 396–401); Roland Recht, Dictionnaire des châteaux de France: Alsace (Bas-Rhin, Haut-Rhin, Territoire de Belfort), Paris 1980; B. Metz erarbeitet ferner seit mehreren Jahren unter dem Titel „Alsatia munita" ein vollständiges Lexikon der elsässischen Burgen und anderen mittelalterlichen Befestigungen, das knappe, aber aktuelle Angaben vor allem zur Quellensituation enthält. Sie erschienen bis 2005 im schwer greifbaren „Bulletin d'Information de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace", ab dann unter: www.monuments-alsace.com/alsatia/alsatia.pdf. Vgl. zu den Lexika auch die wiederum alphabetisch geordneten Einträge zu wichtigen Burgen in der Encyclopédie de l'Alsace (12 Bände 1982–86), sowie: Thomas Biller, Die Lexika der elsässischen Burgen von Wolff (1908), Salch (1976) und Recht (1980) – Möglichkeiten und Grenzen der flächendeckenden Erfassung von Burgen, in: Burgen und Schlösser, 1986/2, S. 77–81.

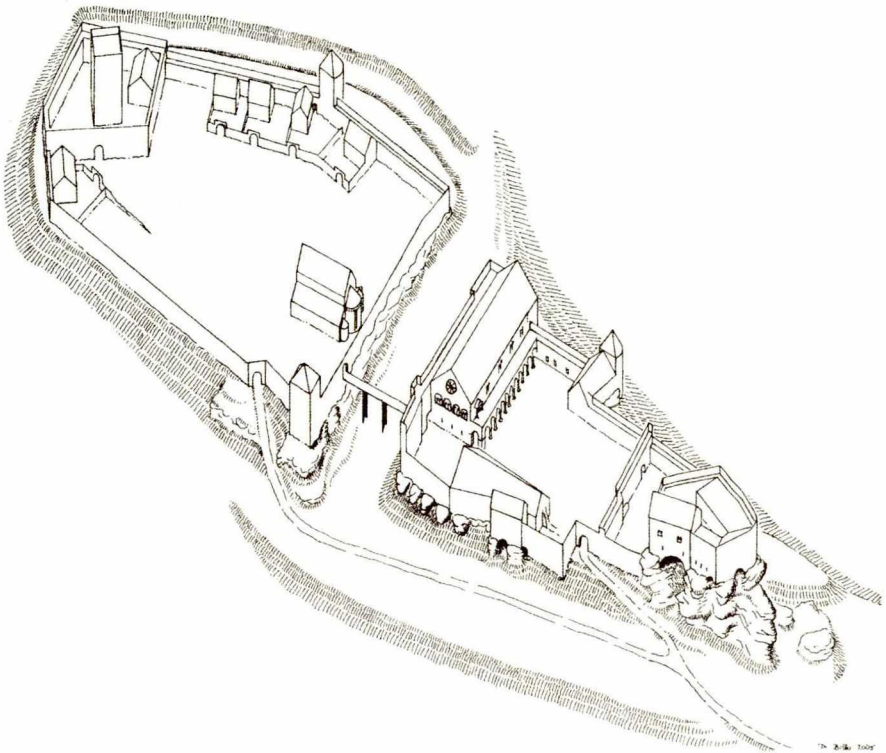

Abb. 6: Girbaden bei Rosheim, die größte, geradezu pfalzartig und mit einer befestigten Burgmannensiedlung ausgestattete Burg Friedrichs II./Heinrichs (VII.) im Elsass. Rekonstruktionsversuch des Zustandes nach dem staufischen Ausbau 1219–1226 (Biller/Metz, Burgen des Elsaß II, Abb. 5).

der Gesamtanlage, etwa den Übergang von frühen Burgformen, wie Turmburgen oder turmlosen Ringmaueranlagen, zum klassischen Typus mit Bergfried und Wohnbau, aber auch um die Definition von Sonderformen. Unter diesen ist etwa das Aufkommen eines ganz oder weitgehend hoflosen, besonders prägnanten regionalen Typus, den ich als „konzentrierte" Kernburg bezeichne (Abb. 5), von besonderer Bedeutung, oder auch die besonders großen bzw. mehrgliedrigen Anlagen der staufischen Könige und Kaiser (Abb. 6), deren Begründung in der Sicherung, aber auch ästhetischen Vermittlung ihrer hohen Position im gesamten Reich zu suchen ist. Weiterhin geht es um Funktionen einzelner Bauteile, etwa um die Entwicklung vom Wohnturm zum Bergfried (Abb. 7), letztlich bis zum gelegentlichen Verzicht auf den Turm, oder um die Saalbauten (Abb. 8) und baulich selbständige Kapellen, die beide nur für eine Spitzengruppe von Bauherren typisch waren, aber keineswegs nur für den Hochadel im engen Sinne (Abb. 9).

Schließlich kann auch die Entwicklung von Einzelformen sowohl defensiver als auch gestalterischer Art wesentliche Aussagen darüber vermitteln, wie die Funktionen der Burgen an neue Bedingungen angepasst oder wie sie von modischen Strömungen beeinflusst wurden, die große Teile Europas erfassten. Als Beispiel für ein fortifikatorisches Element seien die langen Schlitzscharten in großen Innennischen genannt (Abb. 10), die am Oberrhein gegen die Mitte des 13. Jhs. aufkamen; sie stellten fraglos Auswirkungen der Entwicklung im Königreich Frankreich dar, wobei aber die dort typische Anordnung in Flankierungstürmen im Elsass nur ausnahmsweise übernommen wurde. Typisch ist hier vielmehr die baulich schlichtere, aber auch weniger effektive, frontale Anordnung in den Erdgeschossen von Wohnbauten (Abb. 11), fraglos eine Folge ökonomischer Rahmenbedingungen, denn es handelte sich hier meist um Burgen unterer bis mittlerer Adelsschichten, während in Frankreich zuerst und überwiegend der König baute.

Als aussagekräftigstes Schmuckelement wurde, gleichfalls ab der Mitte des 13. Jhs., eine Form des vereinfachten Maßwerkfensters in den elsässischen Burgenbau übernommen (Abb. 12), deren Ursprünge selbstverständlich im französischen Sakralbau ab der Mitte des 12. Jhs. zu suchen sind, so dass der enorme, praktisch gesamteuropäische Einfluss Frankreichs in dieser Epoche ein zweites Mal bestätigt wird. Dies ist kunsthistorisch wahrlich keine Überraschung, aber die weite Verbreitung solcher Fenster im Burgenbau, wie wir sie im Elsass finden, ist keineswegs selbstverständlich, sondern stellt eine Ausnahme dar[21], in der sich einerseits der Wohlstand des elsässischen Adels spiegelt, andererseits die breite Verfügbarkeit guten Materials für die Steinmetzen in Form des Buntsandsteins – eine andersartige Analogie zur Ile-de-France, in der der qualitätvolle Kalkstein ebenfalls eine entscheidende Rahmenbedingung für die Genese der Gotik war. In der Art, wie der Fenstertypus im Elsass den anderen Bedingungen von Wohnbauten angepasst und in durchaus traditonell bestimmte Burgkonzepte eingepasst wurde, zeigt sich dabei in sicherlich typischer Weise, wie die Übernahme von Formen (nicht nur) im Mittelalter stattfand – nämlich keineswegs als platte Kopie, sondern im Sinne eigenständiger Verarbeitung, bei der das bisher Gewohnte nicht aufgegeben, sondern integriert bzw. reformiert wurde.

Darstellungen allein baulicher Entwicklung – im Sinne der vor 1900 entstandenen „Burgenkunde" – laufen immer Gefahr, von der allgemeinen, „historischen" Entwicklung isoliert und damit letztlich Selbstzweck zu bleiben. Deswegen belassen wir es in unseren Bänden nicht bei der eng quellenorientierten Darstellung der Geschichte der einzelnen Burgen, sondern Bernard Metz schreibt jeweils ein einleitendes Kapitel, in dem er das politische, soziale und

21 Man vergleiche damit etwa die ebenfalls reiche Burgenlandschaft am Mittel- und Niederrhein. Maßwerkfenster gab es dort nur ausnahmsweise in den Burgkapellen, wo sie zudem selten erhalten sind; die größeren gotischen Profanbaufenster zeigen dort deutlich einfachere, in der Regel rechteckige Formen.

wirtschaftliche Geschehen der jeweiligen Epoche im Elsass zu skizzieren sucht. Dies ist mangels aktueller Forschungen nicht eben einfach[22], soll aber einen Weg zum Endziel unseres Projektes weisen, nämlich nicht nur eine fundierte Entwicklungsgeschichte der elsässischen Burgenarchitektur zu bieten, sondern auch eine erste, hypothetische Erklärung, warum sie sich gerade so und gerade damals abgespielt hat.

Dass wir unser Projekt in vier Bände unterteilt haben, hat pragmatische Gründe, denn es war frühzeitig klar, dass der Umfang einen einzigen Band sprengen würde. Keineswegs pragmatisch ist dabei natürlich die Art der Aufteilung, denn ein Abhandeln der Burgen nach dem lexikalischen Prinzip, mit einem abschließenden Auswertungsband hätte die letztlich historische Fragestellung allzu sehr in den Hintergrund treten bzw. sie erst in sehr ferner Zukunft erkennbar werden lassen. Nicht nur didaktisch besser erschien es uns daher, die Entwicklungsstufen des behandelten Phänomens von vornherein auch darin zu spiegeln, dass die vier Bände jeweils einen zeitlichen Abschnitt darstellen, und zwar ergänzt durch die monographischen Darstellungen jener Burgen, die die Basis des Bandes bilden. Der in Arbeit befindliche Band I stellt in diesem Sinne den frühen Burgenbau bis 1200 dar, wobei das Schwergewicht aufgrund der erhaltenen Bausubstanz klar auf der Mitte und 2. Hälfte des 12. Jhs. liegen wird. Den zahlenmäßigen wie qualitativen Höhepunkt des Burgenbaues umfassen die bereits erschienenen Bände II und III, unterteilt in einerseits die spätstauferzeitliche Phase mit ihrer noch weitgehend romanischen Prägung, und andererseits den frühen gotischen Burgenbau, der auf diesen ohne wirklichen Bruch oder nennenswerten Rückgang der Bautätigkeit folgte. Die weitgehende Verkennung dieser letzteren Entwicklungsphase – die Bauten wurden entweder noch in die späteste staufische Phase datiert, oder erst ins 14. Jh. – war Anlass, die Publikation mit diesem Band zu beginnen. Die Zeit nach 1300 schließlich war bei den elsässischen Höhenburgen ein Ausklang mit deutlich abnehmendem Baugeschehen; allein das Aufkommen der Feuerwaffen führte nach langer Zeit, im 15./16. Jh. noch einmal zu umfangreichen Neubauten. Es sei, nicht zum erstenmal, vermerkt, dass der Rückgang des Burgenbaues im 14. Jh. ein elsässisches Spezifikum ist – in anderen Landschaften des deutschen Raumes sah die Entwicklung oft anders aus.

22 Vgl. die Kapitel von Bernhard Metz: Bd. II, S. 10–32, Bd. III, S. 11–23.

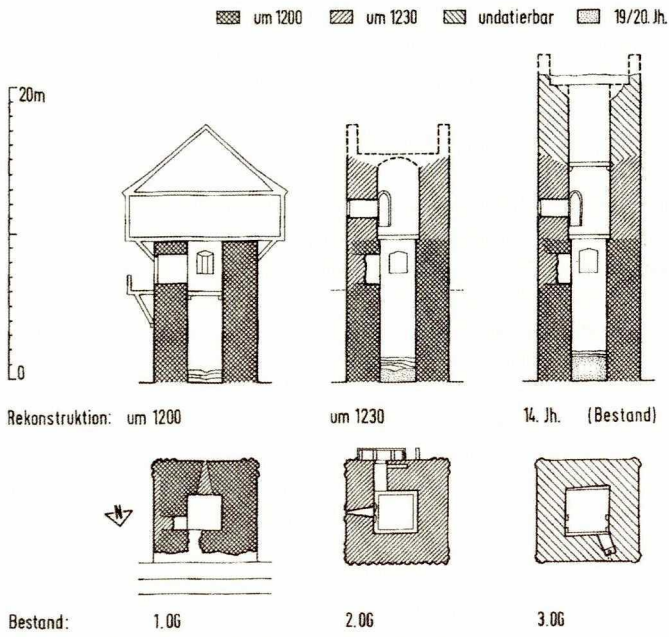

Abb. 7: Wineck bei Katzenthal, die Entwicklung des Hauptturmes nach den Ergebnissen von Archäologie und Bauforschung (Biller/Metz, Burgen des Elsaß II, Abb. 189).

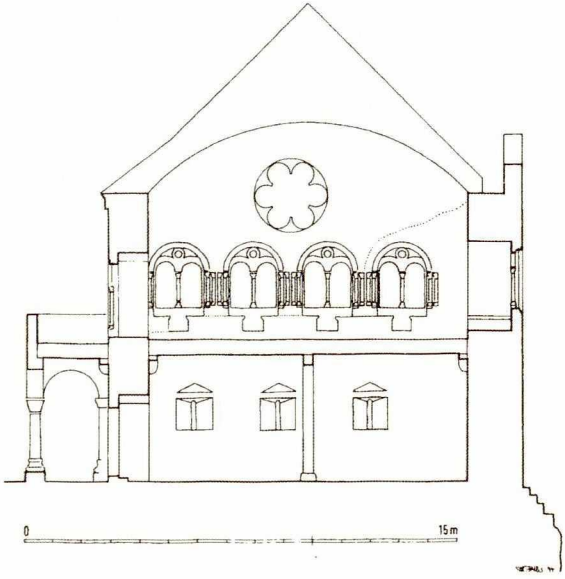

Abb. 8: Girbaden bei Rosheim, Rekonstruktionsversuch des Saalbaues (1219–26) im Schnitt (Biller/Metz, Burgen des Elsaß II, Abb. 61).

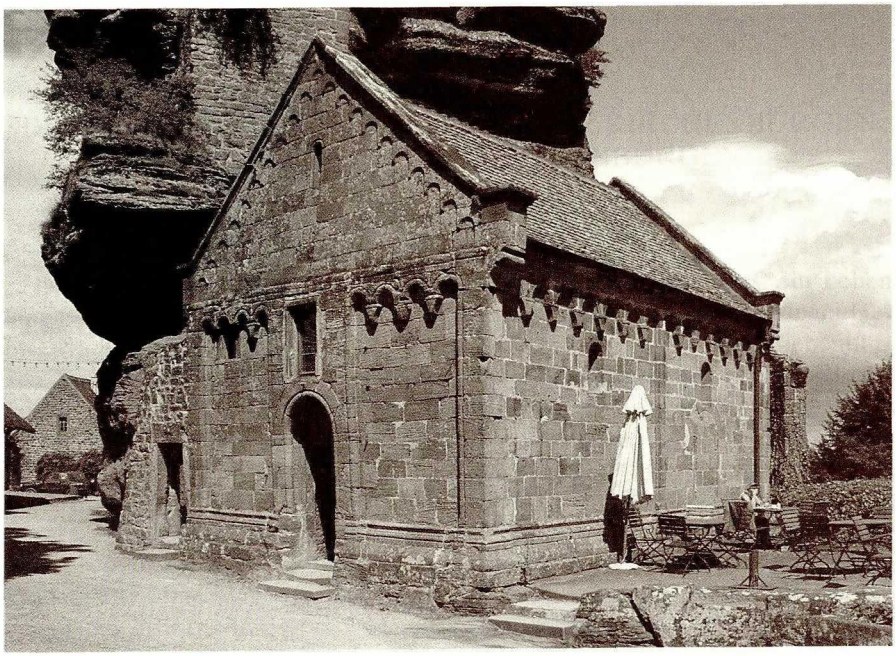

Abb. 9: Hohbarr bei Zabern/Saverne, Kapelle von Südwesten (Th. Biller 2008).

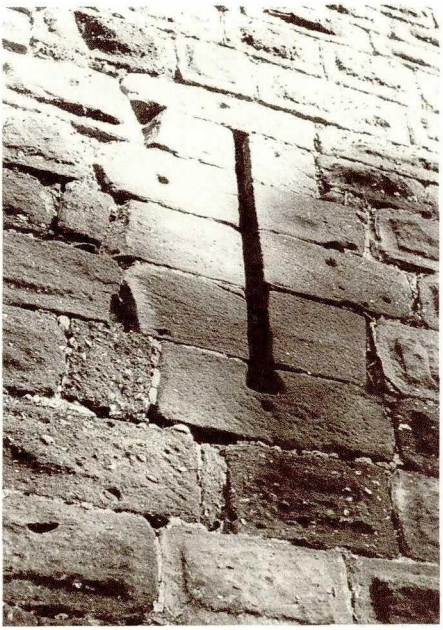

Abb. 10: Birkenfels am Odilienberg, Scharte im Erdgeschoss des Wohnbaues, vor 1262 (Th. Biller 1985).

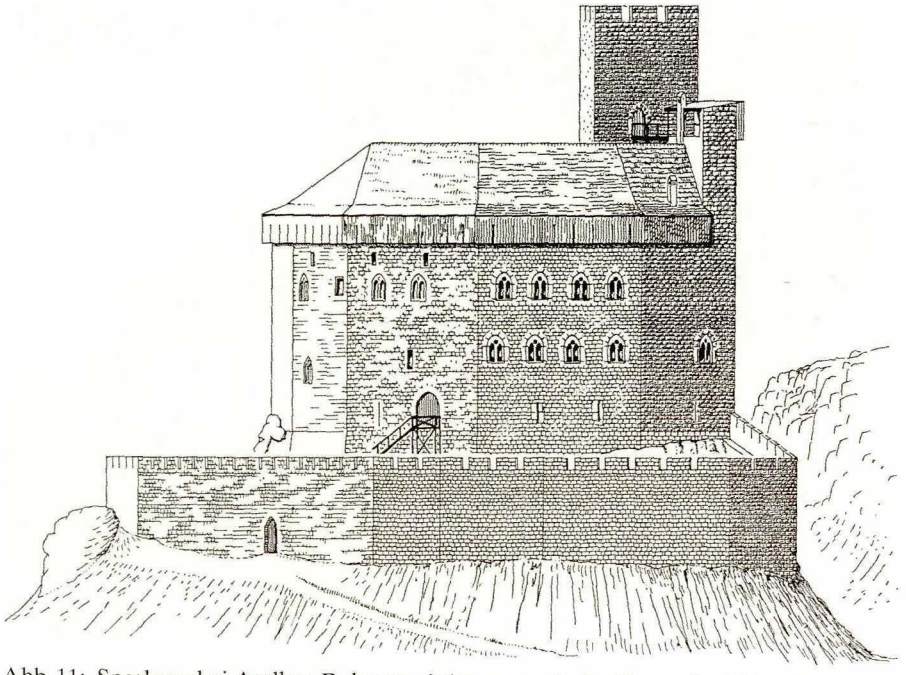

Abb. 11: Spesburg bei Andlau, Rekonstruktionsversuch des Zustandes Mitte des 13. Jhs. (Biller/Metz, Burgen des Elsaß II, Abb. 78).

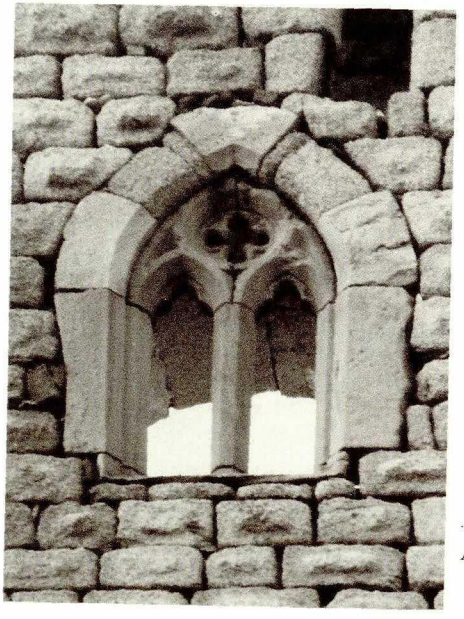

Abb. 12: Spesburg bei Andlau, ein Maßwerkfenster des Wohnbaues, Mitte 13. Jh. (Th. Biller 1987).